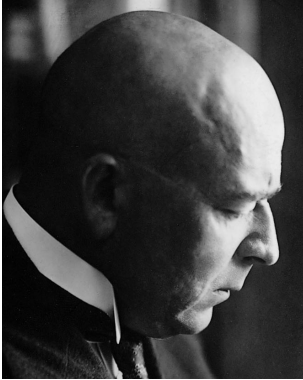


28. April 1924

Dr. Oswald Spengler

Geschichtsphilosoph, München

«Neue Formen der Weltpolitik»



Oswald Spengler,
29. Mai 1880 – 8. Mai 1936,
1908 – 1911 Gymnasiallehrer in
Hamburg, lebte dann als freier
Schriftsteller in München.
1918 – 1922 erschien sein Hauptwerk
«Der Untergang des Abendlandes»,
das das moderne Geschichtsbild
nachhaltig geprägt hat. Im Sinner der
Kulturzyklentheorie entwickelte
Spengler eine allgemeine «Morpho-
logie der Welt-geschichte», in die er
den Formenwandel der als Großorga-
nismen verstandenen Kulturen und
ihre «Lebensstile» beschreibt.
Er knüpfte in seiner Geschichts- und
Kulturphilosophie an die anthro-
pologischen Voraussetzungen der
biologistischen Strömung der zeit-
genössischen Lebensphilosophie an
und bezieht sich auf Goethe und Frie-
drich Nietzsche.

Wenn es sich heute darum handelt, über die neuen Formen der großen Politik zu sprechen, so kann man sich die Frage vorlegen, ob es denn wirklich für uns Deutsche so wichtig ist, über dergleichen Dinge überhaupt noch nachzudenken. Wir sind ein Volk, das seit einer Anzahl von Jahren aufgehört hat, in der Weltpolitik mitzuzählen außer als Objekt für den Willen anderer Mächte. Ein eigener Wille wird jedem Mittel- und Kleinstaat zugestanden, uns allein nicht. Man könnte wohl der Ansicht sein, daß es viele Fragen gibt, deren Erörterung wichtiger ist als die der vorliegenden, und trotzdem, es gibt nichts wichtigeres für uns. Wir sehen, wie rings herum in der ganzen Welt die Dinge in völlig neuen Formen und mit wachsender Unruhe auf unbekannte Ziele und auf unbekannte Formen der Entladung zutreiben. Behalten wir die Lage und die Ereignisse im Auge, so sehen wir, daß überall unabsehbare Möglichkeiten auftauchen, die für uns eines Tages von entscheidender Bedeutung werden könnten. Und wenn wir uns auch verbieten und verbieten sollten, öffentlich bestimmte Möglichkeiten auszusprechen, so ist doch die Notwendigkeit vorhanden, noch mehr als früher jetzt den Blick aus all dem erbärmlichen Klein-kram, der so häufig im Innern Deutschlands unter dem Namen Politik getrieben wird, auf die Erdoberfläche als Ganzes zu richten, um zu sehen, was dort vor sich geht und in welcher Richtung die Dinge sich entwickeln, um die Möglichkeiten rechtzeitig zu überblicken, die eines Tages für uns Hoffnungen und noch mehr werden könnten.

Da taucht zunächst als die Erscheinung, welche die Weltpolitik dieser Tage unbedingt beherrscht, die Vormachtstellung Frankreichs auf. Das ist ein Ereignis, das noch im Jahre 1917 außerhalb aller Wahrscheinlichkeit lag. Frankreich war während des Krieges der Staat, der am meisten von dem guten Willen seiner Verbündeten abhängig war, der unbedingt verloren gewesen wäre, wenn ihn nicht die Bajonette und die unerschöpflichen Milliarden der angelsächsischen Welt immer und immer wieder aus der letzten Gefahr gerettet hätten. Das französische Volk war vor dem Kriege infolge des Mangels an Geburten längst als dasjenige bekannt, das seiner Zahl nach unter den Großmächten den vorletzten Platz einnahm und in sehr kurzer Zeit – wie das heute der Fall ist – bei weitem den letzten Platz einnehmen würde.

Das französische Volk hat seit 50 Jahren nicht einen neuen politischen Gedanken hervorgebracht. Während die anderen Großstaaten und selbst kleinere Völker mit neuen Ideen und Methoden in das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts eintraten – denken Sie an die neuen Ziele der Kolonialpolitik, die den Weltverkehr und den Seekrieg auf eine neue Basis stellten und die Küstengliederung ganzer Erdteile strategisch ausnützten – hat das französische Volk tatsächlich von einem einzigen Gedanken gezehrt: dem der Revanche. Das ist ein Gedanke, der durchaus rückschauend ist und der zeigt, daß dieses Volk geistig angefangen hatte, in seiner eigenen Erinnerung zu leben, nicht für die Zukunft, sondern für das, was einmal dagewesen war. Nun tritt ganz plötzlich das Ereignis vom Ende des Jahres 1918 ein und gibt diesem Volk einen Anstoß, der überraschend kommt und gerade in der französischen Seele überraschende Wirkungen hervorrufen mußte. Binnen einem Jahre hatte Frankreich vergessen, wer in Wirklichkeit der Sieger gewesen war. Die Meinung hatte sich unbedingt festgesetzt, daß Frankreich ganz allein den Krieg gewonnen habe, und daß dieser Sieg ihm einen Anspruch darauf gebe, auch die Erfolge des Krieges ganz allein und ohne Rücksicht auf seine Verbündeten für sich in Anspruch zu nehmen. Von da an erlebt man es, daß die französische Politik mit großem Erfolg und mit wachsender Zielsicherheit darauf ausgeht, daß eben gerettete Land zum unbedingten Mittelpunkt der Weltereignisse zu machen. Auch diese Ziele, die seitdem immer klarer hervorgetreten sind, sind ohne Ausnahme alt. Man kann sich in die Lage versetzen, daß England im Herbst 1918 das Gefühl des alleinigen Erfolges für sich behalten hätte. Dann würden ganz ohne Zweifel die englischen Ziele völlig neue gewesen sein. Die französischen waren es nicht.

Seitdem Napoleon die heutige französische Seele geschaffen hatte dadurch, daß er seine Heere über den größten Teil von Europa führte, und den ganzen Ehrgeiz der Rasse auf die militärische Seite verlegte, sind diese Ziele vorhanden und sind in ihrer Richtung immer dieselben geblieben. Es gibt für den typischen Franzosen nur eine Art von Ruhm, den militärischen Ruhm, und es gibt nur eine Form, in der dieser Ruhm gesättigt werden kann: das ist die Vernichtung.

Wenn man das Beispiel England dagegenhält, wie es beispielsweise den Krieg in Südafrika, nachdem es ihn gewonnen hatte, ausnützte, indem es den großartig durchgeführten Versuch unternahm, die Buren zu versöhnen und mit dem Herzen zu Engländern zu machen – ob das gelungen ist, ist eine andere Frage – kann man nur sagen, daß Frankreich diesen Versuch verachtet haben würde. Wenn man den Besiegten nicht als Besiegten behandeln kann, brutal, dauernd, ist der Sieg als solcher nichts wert: Das ist das französische

Grundgefühl, das letzten Endes auch den Zusammenbruch der Weltmacht Napoleons herbeigeführt hat. Denn man muß sich auch darüber klar sein: zunächst hatten die Ideen der Revolution, mit denen die französischen Heere in alle fremden Länder eindringen, etwas bezauberndes für die Völker dieser Länder und erst, als 15 Jahre vergangen waren, und der Sieger noch immer nichts anderes gelernt hatte, als das Siegeregefühl auszukosten, von Spanien angefangen bis nach Rußland hinüber, da bäumte sich die Wut der Völker auf und ließ das ganze System zusammenbrechen. Das Gefühl hat sich seitdem nicht geändert. Wo die Franzosen in fremden Erdteilen als Kolonisatoren aufgetreten sind, haben sie mehr Blut vergossen als irgend eine andere Nation und kolonialisatorisch weniger erreicht als irgend eine andere. Wo sie irgendwo auf dem Festland längere Zeit einen Erfolg in der Hand hatten, haben sie Spuren hinterlassen, von denen keine einzige aufbauender Natur gewesen ist.

Nun kommt hinzu, daß nicht nur die Art, wie der Sieg ausgekostet wird, sondern auch die Ziele des Siegers vom ersten bis zum letzten Punkte hundert Jahre alt sind. Im 18. Jahrhundert gab es noch eine Richtung innerhalb der französischen Politik, welche die Beherrschung der See anstrebte. So lange Admiral Suffren und der Außenminister Vergennes lebten, so lange Frankreich das Mississippigebiet beherrschte, das es erst 1812 abgetreten hat, war die Möglichkeit vorhanden, daß auf den Trümmern der spanischen Weltmacht nicht nur eine englische, sondern daneben eine französische auftreten würde. England war noch 1789 weit davon entfernt, seine außereuropäische Stellung fest in der Hand zu haben. Es gehört zu den Zügen der französischen Revolution, die bis jetzt viel zu wenig beachtet worden sind, daß diese Revolution rein binnenländisch dachte und nicht das leiseste Verständnis für Fragen der Seegeltung hatte. Der ganze gewaltige Ehrgeiz, der in den französischen Heeren steckte, hat sich auf keine französische Flotte miterstreckt. Die französische Revolution ist durch und durch kontinental und ihre militärischen Pläne sind ausschließlich auf den europäischen Kontinent gerichtet. Dieser Zug ist seitdem beständig geblieben und hat dahin geführt, daß England mit einem gewissen Recht Frankreich für den weniger gefährlichen Gegner halten durfte, weil es sah, daß dieses ihm auf See niemals ernsthaft entgegentreten würde. Bei dieser Beschränkung auf festländische Probleme ist die Frage, wie sich die militärische Expansion vollziehen sollte, verhältnismäßig einfach: zunächst um 1800 genau wie jetzt der Versuch, die Ostgrenze Frankreichs zu einem Festungsgürtel auszubauen, vor dem sich keine irgendwie in Betracht kommende zweite Macht halten konnte, d. h. Deutschland politisch und militärisch und wenn möglich auch wirtschaftlich in ein Trümmerfeld zu verwandeln. Darüber hinaus gibt es gewisse Machtlinien, die über weite Fest-

landstrecken laufen und von denen die französische Politik versucht hat, jede einzelne strategisch sicher auszubauen und sicher in der Hand zu behalten.

Die erste dieser Linien richtete sich auf die deutsche Nordseeküste. Als Napoleon nach der Schlacht von Jena das Großherzogtum Berg begründete, hat er seinem Schwager Murat ausdrücklich den Wink gegeben, bei der Verwaltung dieses Großherzogtums die Tatsache im Auge zu behalten, daß es sich nur um eine Etappe auf einem bestimmten Wege handle. Das Großherzogtum lag genau dort, wo heute das rheinisch-westfälische Industriegebiet liegt. Im Jahre darauf hat Napoleon aus weiteren Trümmern deutscher Staaten das Königreich Westfalen geschaffen, das er seinem Bruder Jérôme übergab mit dem Auftrag, es als integrierenden Bestandteil des französischen Reiches zu behandeln. Die Finanzverwaltung des Königreichs Westfalen lag tatsächlich in Paris in einer Abteilung des Finanzministeriums und die westfälischen Truppen waren von Anfang an Bestandteile eines französischen Armeekorps. Über das Königreich Westfalen hinaus wurde 1810 die deutsche Nordseeküste – Hamburg, Bremen, sogar Lübeck – Frankreich einverleibt, und damit war das Ziel erreicht, die Nordsee von der Küste und deren Hinterland aus zu beherrschen.

In der Zeit des passiven Widerstandes im Sommer 1923 ist in den Zeitschriften französischer Marinekreise wiederholt gefordert worden, durch die Besetzung von Bremen und Hamburg die Nordseeküste in die Hand zu nehmen. Man muß sich darüber klar sein, was bei den militärischen Machtmitteln unserer Tage eine solche Okkupation bedeuten würde. Zunächst ist Deutschland im heutigen Zustand seiner völligen Entwaffnung selbstverständlich ganz außerstande, auch nur den leisesten Widerstand gegen einen solchen Plan aufzubringen, wenn er einmal ernsthaft gefaßt werden sollte. Für die Stoßkolonnen einer modernen Armee ist der Weg vom Ruhrgebiet bis zur Nordsee in ein bis zwei Tagen zurückzulegen. Sind aber diese Küsten, die von der See aus überhaupt nicht angegriffen werden können, im Besitz eines Gegners, der dort seine Unterseeboote und Luftgeschwader unterbringt, ohne daß der Ruin des Hinterlandes für ihn eine Rolle spielt, dann ist damit eine Sperrung der Nordsee mit den modernsten Mitteln erreicht, denen gegenüber es von England her überhaupt keine Gegenwirkung mehr gibt.

Die zweite dieser Machtlinien ist ebenfalls von Napoleon zuerst benützt worden. Sie richtet sich auf die nordafrikanische Küste und führt nach Ägypten und Syrien. Zur Zeit Napoleons war die Expedition nach dem Nil aber nur durch das Wagnis möglich, die englische Flotte zu umgehen, und tatsächlich ist der Versuch, von Ägypten aus weiterzudringen, in dem Augenblick gescheitert, wo die französische Flotte bei Abukir vernichtet worden war.

Heute liegen die Verhältnisse anders. Frankreich besitzt einen ungeheuren geschlossenen Block in Nordwestafrika. Es hat in weiten Gebieten dadurch, daß es die Farbigen mit dem französischen Bürgerrecht versah, auch die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, und es ist heute im Begriff, eine Bevölkerung von 70-80 Millionen Negern durch diese Wehrpflicht genau so auszunützen, wie es mit den 39 Millionen Franzosen in Frankreich selbst geschieht. Es ist gelegentlich von einem französischen General ganz offen gesagt worden, daß die französische Nation militärisch 100 Millionen Köpfe zähle, diesseits und jenseits des Mittelmeeres. Es ist seit dem Kriege eine ungeheure und immer noch wachsende Masse von Negern militärisch ausgebildet worden, und diese hat damit längst gelernt, in europäischer Taktik zu denken und sich darüber klar zu werden, wo die Grenze der Macht weißer Truppen liegt, wenn sie es mit Schwarzen in der Überzahl zu tun haben. Es kommt hinzu, daß der Nationalismus unter den Farbigen nicht nur durch diese französische Politik – wider deren Willen – heraufbeschworen wird, sondern noch von zwei anderen Seiten her bewußt unterstützt wird, allerdings zu ganz anderen Zwecken. Von den Negern der Vereinigten Staaten aus wird über Liberia eine ganz außerordentliche Propaganda unter der Formel getrieben: «Afrika den Afrikanern», eine Propaganda, die man bis zum Nil und in die Gebiete Südafrikas hinein fühlt. Auf der anderen Seite treibt der Islam eine ebenso wirksame Propaganda dadurch, daß er zugleich mit der Bekehrung großer Massen von Negern weit über den Äquator hinaus auch das Gefühl verbindet, daß der moderne, durchaus politisch gewordene Islam seinen Bekennern einflößt: die Zusammengehörigkeit den Weißen gegenüber.

Jedenfalls ist damit etwas erreicht worden, worauf Napoleon seinerzeit noch nicht rechnen konnte und woran er niemals gedacht hat: daß nämlich Afrika als Ganzes aufgehört hat, bloßes Objekt der Politik zu sein, und mehr und mehr anfängt, sich auch als mögliches Subjekt der Politik zu empfinden. Wenn das Netz von strategischen Bahnen, das von französischer Seite angelegt wird, weiter vordringt und von Westafrika in die Gebiete des Kongo und Nil hineinstößt, dann ist gar nicht abzusehen, welche Richtung der eigene Wille dieser ungeheuren Masse von Farbigen nehmen wird; und wenn sie sich bei irgendwelchen künftigen Entscheidungen zwischen weißen Mächten auf die eine oder andere Seite schlagen, was man ihnen zum ersten Mal im Weltkrieg als Tatsache vorgeführt hat, dann könnte unter Umständen die Entscheidung allein von der Stellungnahme dieser Menschenmassen abhängen.

Nun kommt neben dieser nördlichen und südlichen Linie eine mittlere in Betracht, die ebenfalls von Napoleon zuerst gesehen wurde und ausgebaut worden ist: der Landweg, der die Donau hinab nach Vorderasien führt. Das ist

das Ziel und der Grund, weshalb heute wie vor hundert Jahren ein Lieblingsgedanke der französischen Politik in der Zertrümmerung Süddeutschlands besteht und in der Errichtung einer Reihe von irgendwie abhängigen Staaten bis zur Donaumündung.

Frankreich versucht es jetzt das Ziel längs der Donau zu erreichen, indem es die neugeschaffenen oder vergrößerten Staaten durch Militärkredite von sich abhängig macht, sie veranlaßt, übermäßig starke Heere unter französischer Schulung zu halten, und gleichzeitig die Wirtschaft mit französischem Kapital durchdringt. So ist auf diese Weise ein Weg gesichert worden, der wenigstens die untere Donau beherrscht, und wenn sie heute einen Blick auf die Landkarte werfen, und das System nicht nur von Jugoslawien und Rumänien, sondern auf der anderen Seite von Rumänien nach Polen, also nordwärts, betrachten, so entdecken sie, daß auch da ein alter napoleonischer Gedanke wieder Form gewonnen hat.

Als Napoleon 1811 den Aufmarsch nach Rußland vorbereitete, hatte er durch die Errichtung des Königreichs Polen und das Bündnis mit Österreich genau dieselbe Operationsbasis geschaffen, die heute dadurch gebildet wird, daß Polen und Rumänien gleichmäßig unter französischem Einfluß liegen. Das ist eine Front, die Frankreich von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer durchgeführt hat, und deren Zweck zweifellos der sein soll, eines Tages einen aktiven Druck auf Osteuropa auszuüben.

Dadurch, daß Frankreich in Nordafrika und gleichzeitig längs der Donaulinie das Übergewicht besitzt, ist das Mittelländische Meer von beiden Seiten umklammert. Damit sind alle wichtigen Zugänge nach Vorderasien unter französische Kontrolle gestellt, und es ist heute ganz gleichgültig, welche zweite Macht die Zugänge zum Mittelländischen Meer selbst zu beherrschen sucht; tatsächlich beherrscht sie Frankreich dadurch, daß es das Hinterland von Tanger hat und jederzeit in der Lage ist, von dort aus die Straße von Gibraltar zu erzwingen. Das ist ein System, das nach allen Seiten hin es vermeidet, die Frage der Seebeherrschung von der See aus aufzurollen, das aber überall die großen kontinentalen Machtlinien ins Auge faßt, um etwaige Flottenstützpunkte vom Hinterland aus zu kontrollieren.

Es kommt noch hinzu, daß zur Sicherung dieser Linien auch die Beherrschung der Rohstoffgebiete gehört, die das Hauptmaterial für kontinentale Heere, d. h. Eisen und Kohle, liefern, und tatsächlich steht es heute so, daß Frankreich mittelbar oder unmittelbar annähernd zwei Drittel der festländischen Kohlenvorkommen kontrollieren kann, mögen sie in Oberschlesien, an der Ruhr oder an der Saar liegen. Sie sind alle irgendwie so gelegen, daß Frankreich in der Lage ist, die Produktion unter seinen Einfluß zu bringen und

zu eigenen Zwecken zu verwenden.

Das ist das System, das im Laufe von weniger als vier Jahren begriffen und mit einer ganz außerordentlichen politischen Geschicklichkeit aufgebaut und durchgeführt worden ist.

Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt nun ein zweites Problem ein verändertes Aussehen: die Reparationsfrage. Frankreich hat mit derselben Selbstverständlichkeit, mit der es die militärischen Erfolge im Kriege für sich allein in Anspruch nahm, auch die finanziellen Erfolge des «Friedens» für sich in Anspruch genommen und die Reparationsfrage tatsächlich zu einer französischen Frage gemacht. und da das ganze System, wie es dem französischen Wesen entspricht, militärisch auf einer sehr starken, finanziell auf einer sehr schwachen Basis steht, ist die Reparationsfrage letzten Endes die Frage, mit der es sich halten läßt oder preisgegeben werden muß.

Tatsächlich kann man die Reparationszahlungen bis zum heutigen Tage auf die Formel bringen, daß Deutschland mit deutschem Geld ein französisches Heer auf deutschem Boden unterhält, und daß jede weitere Milliarde an Reparationen die Schaffung weiterer französischer Regimenter, Luftgeschwader und Unterseeboote bedeutet, daß also jeder Versuch der französischen Verbündeten, die Reparationszahlungen an Frankreich zu erhöhen, eine Stärkung der französischen Machtmittel darstellt, denn diese Zuschüsse sind es, welche überhaupt erst die Rüstung ermöglichen, die über die Grenzen Frankreichs hinaus dieses ungeheure Machtlinienspiel zu halten vermag.

Darin kann möglicherweise eine überraschende Wendung eintreten, wenn ein Kampf aufgenommen wird, der uns seit einigen Jahren fast aus dem Blick entschwunden ist: der stille Kampf zwischen Politik und Hochfinanz, der vor dem Kriege sehr fühlbar war, der während der Kriegsjahre und während der ersten Jahre nach der Revolution zurückgetreten ist und heute wieder in den Vordergrund dringt. Es ist der Versuch, der auch in der römischen Welt zur Zeit Cäsars sehr fühlbar war, die großen politischen Entscheidungen scheinbar zugunsten einzelner Völker stattfinden zu lassen, in Wirklichkeit aber zugunsten einer nicht an die Länder gebundenen Hochfinanz, die, je nachdem sie den Staaten Kredit gewährt oder nicht oder die Verschuldung der Staaten anerkennt und steigert oder nicht, die große Politik allmählich zu einem Gegensatz bankmäßiger Überlegungen macht, die Kreditgewährung in eine Art von finanziellem Protektorat verwandelt und damit die Politik selbst in ein Geschäftsunternehmen.

Ich brauche auf diese Dinge nicht weiter einzugehen, aber es ist doch außerordentlich wichtig gerade für die allernächste Zeit, wenn man sich darüber klar wird, daß die Vereinigten Staaten niemals wirkliche Politik getrieben

haben, sondern daß ihre Politik ohne Ausnahme im Hintergrunde von großen finanziellen Unternehmungen geleitet worden ist, vor dem Kriege, während des Krieges und nun, wo es sich darum handelt, das Ergebnis des Krieges in eine finanzielle Form zu bringen.

Es ist heute nicht angebracht, darauf näher einzugehen, aber die Tatsache besteht, daß eine Verlagerung des Reparationsproblems aus einem Kampf zwischen politischen Mächten in einen Kampf zwischen politischen und finanziellen Mächten plötzlich möglich und selbst wahrscheinlich geworden ist.

Dieser ganzen Erscheinung gegenüber tritt nun überraschend hervor, daß die englische Staatsleitung seit einigen Jahren eine ganz ungewöhnlich unsichere Haltung einnimmt. Einer der Gründe liegt klar zutage. England ist in der Zeit, die über sein Schicksal vielleicht entscheidet, von Gewerkschaftsführern regiert worden. Es waren dies gegen Ende des Krieges der ursprünglich ganz linksradikale Lloyd George und heute Ramsay Macdonald. Aber es zeigt sich auch hier, daß die politische Schule, welche der Innenpolitiker in Volksversammlungen durchmacht, nicht die ist, die der Auslandsdiplomate braucht. Die augenblickliche Überlegenheit der französischen Diplomatie, die wir heute jeden Tag bemerken, beruht darauf, daß alle nennenswerten politischen Führer Frankreichs in der Zeit der Entente cordiale die Schule von Petersburg aus der Nähe kennengelernt und mit großem Erfolg durchgemacht haben. Wenn es heute noch auf der Welt irgendwo Reste einer Diplomatie russischen Stils gibt, dann ist es in Paris, und diese Diplomaten sind es, die den Gewerkschaftsführern in England, die infolge des Erfolges einer Partei plötzlich in die Außenpolitik gedrängt wurden, weitaus überlegen sind, gerade in dem Augenblick, wo durch Veränderung der politischen Formen in der Welt England eine Umstellung seiner Methoden dringend nötig hätte: und es fragt sich, ob England den Zeitverlust dieser Jahre jemals wieder einholen kann, denn die Veränderung aller Formen ist ungeheuer.

Blicken Sie zurück, auf die Zeit vor dem Krieg. Wir haben von der Schlacht von Waterloo bis zum Beginn des Weltkrieges ein ganz gleichförmiges System gehabt, innerhalb dessen sich die einzelnen Ereignisse abspielten. Das Staatensystem des 18. Jahrhunderts, das aus einer Reihe von Kabinetten bestand, die für fürstliche Häuser arbeiteten, ist durch Napoleon endgültig beseitigt worden. Was auf dem Wiener Kongreß entstand, ist das sogenannte Gleichgewicht der Großmächte. Unter einer Großmacht in diesem Sinne verstand man eine Macht, die von einer gewissen Zahl anderer als gleichgeordnet anerkannt wurde. Diese Mächte verhandelten untereinander auf gleichem Fuße; sie treten miteinander in Freundschafts- oder Bündnisbeziehungen. Es entstehen Spannungen, es entstehen Kriege zwischen ihnen, es wird aber

unter allen Umständen dafür gesorgt, daß das System als solches nicht erschüttert wird, d. h. selbst im Falle eines großen Sieges der Sieger nicht über seinesgleichen hinauswächst. Ich nehme das Beispiel des Krieges von 1870/71. Die übrigen Großmächte würden sofort eingeschritten sein, wenn der ernsthafte Versuch gemacht worden wäre, eine von ihnen zu beseitigen und damit eine andere über die gleichmäßige Höhenlage hinauszuhoben. Dieses System des Gleichgewichts ist so stark gewesen, daß auch neu auftauchende Staaten eingetreten sind, ohne die bestehende Form zu verändern. Nach dem spanischen Krieg haben die Vereinigten Staaten, nach dem chinesischen Krieg hat Japan seinen Eintritt vollzogen. Die beiden Mächte sind anerkannt worden und sie haben von da an das Gleichgewicht auch ihrerseits weiter unterstützt.

Dieses Gleichgewicht wurde gehalten durch immer wachsende Massen stehender Formationen. Das Zeitalter der stehenden Heere – damit komme ich auf das allerwichtigste – brachte nun den Versuch mit sich, auch zur See eine Art Gleichgewicht zu schaffen. Es ist das die Zeit, wo einer der Staaten nach dem andern, auch Deutschland, vor die sehr ernste Frage gestellt wurde, welche Stellung er zur Frage der Seerüstung einnehmen soll, denn das Gleichgewicht erschien unhaltbar, wenn es ausschließlich zu Lande durch ein Heer dargestellt wurde, dem zur See keine Flotte entsprach. Wenn beispielsweise Österreich im Laufe der letzten 50 Jahre nicht ganz für voll genommen wurde, so beruht das zum Teil darauf, daß die österreichische Flotte nicht einmal im Mittelmeer eine Rolle gespielt hat. Die Frage der Seebeherrschung ist die Frage des ganzen 19. Jahrhunderts gewesen. Das ist um so merkwürdiger, als durch die ungeheurer großen Ziffern der stehenden Heere die Entscheidung scheinbar auf dem Lande gesucht wurde. Aber gerade, weil die Entscheidung hier so außerordentlich verantwortungsvoll war und niemand mehr die Folgen einer Explosion voraussehen konnte, begann die Neigung, dieser Tatsache dadurch auszuweichen, daß man sie in irgend einer Form auf den Meeren gewissermaßen vorwegnahm. Zunächst sollte man glauben, daß dies in der Form geschah, daß die stehenden Flotten – auch eine Erscheinung, die erst im Laufe des 19. Jahrhunderts sich entwickelt hat – einander durch Wetttrüsten zu überflügeln versuchten. Wir waren bei Ausbruch des Weltkriegs dahin gelangt, daß alle großen Staaten der Welt nicht nur durch fortwährende Vermehrung der Landformationen, sondern auch durch fortgesetzte Verstärkung der Schlachtgeschwader sich gegenseitig im Rüstungstempo zu überwinden suchten, die Entscheidung also nicht in den Kampf, sondern in die Vorbereitung verlegten. Und trotzdem bin ich überzeugt, daß es mit dem Gedanken an eine Seeschlacht niemals so ernst gewesen ist, wie es in den Landheeren mit

dem Gedanken an eine Feldschlacht selbstverständlich der Fall war. Denn kaum hatten die modernen Flotten die Ausrüstung erhalten, welche sie heute im wesentlichen noch besitzen, als eine ganz andere Art von Konkurrenz auf dem Meere einsetzte. Die Wendung liegt in der Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges. Damals sind in dem Kampf zwischen Nord- und Südstaaten in kurzer Zeit die Segelschiffe durch Dampfer ersetzt worden, die hölzernen Schiffe durch Panzer und die leichte durch schwere und schwerste Artillerie. Gegen Ende des amerikanischen Bürgerkriegs war die Flotte im wesentlichen so, wie wir sie heute noch haben: mit schweren Kalibern besetzte Panzerschiffe. Nun setzt sehr merkwürdig ein Wettlauf ein, um die außerordentlich gefährliche und fragwürdige, nie recht erprobte Waffe nicht aufs Spiel zu setzen, sondern sie in einer Weise auszunützen, daß auch ohne Schlacht die Entscheidung sicher war. Es beginnt ein Wettrennen in allen Erdteilen um die Küstenstrecken, die sichere Stützpunkte für eine derartige Flotte bilden konnten, um Punkte wie Singapore, die Spitze von Südafrika, Aden, Malta, den Suezkanal, mit der einfachen Überlegung, daß, wenn irgend eine Macht in einem Meer diese Punkte sicher in der Hand hat, ein Seekrieg im voraus entschieden ist; die feindliche Flotte kann sich überhaupt in diesen Gebieten nicht sehen lassen. Das heißt, der Seekrieg wird dadurch entschieden, daß man die Stützpunkte gegen einander ausspielt. Das ist ein sehr wesentlicher Zug gewesen, der vielleicht kaum bewußt etwa seit 1880 die europäische Kolonialpolitik beherrscht.

Vor 1880 kann man sagen, daß bei der Besetzung von Küstenstrecken, namentlich Afrikas, im wesentlichen wirtschaftliche Gesichtspunkte die Oberhand hatten. Von da an ging langsam und immer bewußter der Wille dahin, zunächst einmal die Küstenpunkte in die Hand zu bekommen, die im Falle eines Seekrieges als Stützpunkte in Betracht kamen, und als man in den 90er Jahren sich mit dem Gedanken vertraut machte, China unter die europäischen Staaten einschließlich Japans aufzuteilen, spielten wirtschaftliche Erwägungen überhaupt keine Rolle mehr, und der Gewinn von strategischen Punkten die einzige. In dieser Zeit sind Namen wie Kiautschou, Hongkong, Port Arthur, Weihaiwei wichtiger gewesen als die Kohlengebiete. Das ganze beruht auf einer Tatsache, die jetzt nicht mehr vorhanden ist, daß nämlich, wenn man die Küste hat, das Hinterland ebenfalls ein gesicherter Besitz ist, denn es gab in Afrika und Asien keine einzige Macht, die die Küsten vom Hinterland aus in ihrer Gewalt haben konnte. Afrika war, wie ich anfangs schon sagte, ein bloßes Objekt der Politik. Die Besetzung von Küstenländern bedeutete den Besitz eines entsprechenden Einflußgebiets im Innern und damit war die Frage selbst erledigt.

Heute beginnt sich hier eine Wendung zu vollziehen. In demselben Maße, wie das Innere Afrikas eigene politische Ziele und Neigungen zeigt, wie Südafrika, was erst jetzt wieder der Sturz des Generals Smuts gezeigt hat, seine eigenen Ziele verfolgt, wie Indien die zunehmende Absicht erkennen läßt, sein Schicksal in die eigene Hand zu nehmen, und wie von Rußland her durch den Bolschewismus das ganze Innere Asiens aufgewühlt wird, in demselben Maße ist die Beherrschung der Küsten von zwei Seiten aus möglich geworden: von der Seeseite oder vom Hinterlande aus. Damit aber ist das Hinterland unter allen Umständen im Vorteil.

Nun steht plötzlich, seit einer ganz kurzen Anzahl von Jahren, die Möglichkeit auf, daß die größte Landmasse, die die Erdoberfläche zeigt, der Block Europa-Asien-Afrika, das Weltchicksal in die Hand bekommt, und zwar durch binnenländische Machtlinien, so daß die angrenzenden Meere nicht mehr die eigentlichen Träger der militärischen Macht sind, sondern unter Umständen ihrerseits bloße Objekte werden.

Die englische Seeherrschaft während des 19. Jahrhunderts beruhte darauf, daß jeder, der die See hatte, auch das Land besaß. Es ist möglich, daß in der Mitte des 20. Jahrhunderts das Verhältnis sich umkehrt, daß also das Zeitalter der stehenden Heere und des Wettrennens um die Küstenstützpunkte abgelöst wird durch ein anderes, in dem es sich darum handelt, die Küsten vom Binnenland aus unter Kontrolle zu stellen und es damit einer Flotte unmöglich zu machen, sich in der Nähe zu halten, d. h. unter Umständen den ganzen Begriff der Seeherrschaft von den Schlachtgeschwadern auf das Festland zu verlegen. Das ist eine Möglichkeit, die seit einigen Jahren, seitdem das Innere Afrikas und das Innere Asiens politisch zu erwachen beginnen, am Horizont auftaucht.

Von dem Schicksal des inneren Asiens läßt sich das Schicksal Rußlands nicht abtrennen, und hier zeigt sich wieder, daß alle politischen Formen sich grundlegend geändert haben. Die russische Politik, wie wir sie vor dem Kriege als selbstverständlich empfanden, beruhte auf einem Gedanken, der ausschließlich in dem Kopfe Peters des Großen entstanden ist, und der allem widersprach, was bis dahin und darüber hinaus Tradition des russischen Volkes gewesen war.

Peter der Große wandte die Richtung der russischen Politik von Sibirien und dem Schwarzen Meer ausschließlich nach Westeuropa hinüber. Von da an ist für zwei Jahrhunderte das ganze System der russischen Außenpolitik in den großen Gesandtschaftsposten der Weststaaten verankert. Was die Botschafter in Berlin, Wien, Paris und London ausführten, ist die russische Politik. Es ist die Verwendung der Mittel Asiens für Zwecke, die in Europa durchgeführt

werden sollten, und das System führt zu seinem größten Triumph gerade mit dem Abschluß der napoleonischen Zeit, als Alexander I. als Protektor Europas in Paris einzieht und die Heilige Allianz begründet, d. h., das europäische Staatensystem unter russischen Schutz stellt.

Der Bolschewismus in seiner ältesten Form, die man heute mit dem Namen Lenin bezeichnen darf und die mit dem Tode Lenins nach meiner Überzeugung abgeschlossen ist, hat daran nichts geändert. Der ursprüngliche Bolschewismus ist seiner ganzen Gedankenwelt nach und auch nach der Herkunft eines großen Teils seiner Träger europäisch, das heißt westeuropäisch. Er hat nichts daran geändert, daß Asien weiterhin als Mittel zu europäischen Zwecken eingesetzt wird. An Stelle der großen Botschafterposten, mit denen der Zar arbeitete, ist die Gruppe der großen bolschewistischen Parteien getreten, mit denen die jetzige Regierung in Rußland arbeitet, und der Gedanke der heiligen Allianz Alexanders I. ist wieder aufgelebt in dem Gedanken einer Allianz des Proletariats unter dem Sowjetstern. Es handelt sich nach wie vor darum, Westeuropa in irgend einer Form russischen Interessen zu unterstellen und russische Ideen für die Länder des westlichen Europas nutzbar zu machen. Ich glaube, daß diese Richtung mit dem Tode Lenins abgeschlossen ist. Ich glaube, daß das russische Reich, so wie es 1917 geworden ist und wie es sich sechs Jahre lang gehalten hat, sich nicht weiter halten läßt, und daß wir nicht, wie man vorübergehend annehmen mußte, mit einer langsamen Entwicklung von innen heraus zu rechnen haben, die aus dem heutigen Zustand eine tragfähige Ordnung macht, sondern daß neue Erschütterungen über die russisch-asiatische Erde weggehen werden, die ebenso tief und vielleicht blutiger sein werden, wie die ersten, denn es taucht nun ganz leise eine Macht auf, die bis jetzt geschwiegen hat: die russische Bauernschaft, die Macht, die vor Peter dem Großen da war, die während der petrinischen Zeit schließ und wartete, während der Bolschewistenzeit schließ und wartete und heute in einer sehr tiefen religiösen Gärung erscheint, eine unabsehbare Menschenmasse, die im Begriff ist aufzuwachen. Es ist darunter nicht nur die Bauernschaft zu verstehen, die auf der schwarzen Erde sitzt, sondern die ganze Bevölkerung, die seit vielen Jahrhunderten von der Weichsel bis nach Indien und China lebt und über die alle geschichtlichen Ereignisse und Kulturen wie Schatten hinweggeglitten sind. Bis jetzt haben die russischen Heere mit ihr machen können, was sie wollten, aber man bemerkte doch schon in den Jahrzehnten vor dem Krieg eine religiöse Erregung, die im Auftreten heiliger Bauern und Propheten sich äußerte und von der russischen Regierung genau wie jetzt von der bolschewistischen nach Möglichkeit unterdrückt wurde.

Man wird das Gefühl nicht los, daß diese antibolschewistische Bewegung

dadurch, daß die Sowjetunion politisch und wirtschaftlich den Zauber einge-
büßt haben, der ursprünglich an ihnen haftete, und noch mehr dadurch, daß
man das furchtbare Leiden dieser sechs Jahre nicht mehr als Opfer für eine
Sache, sondern als nutzloses Opfer zu empfinden beginnt, gestärkt und immer
weiter getrieben wird; daß eine Explosion religiöser Inbrunst durch einen
Führer, der irgendwie und irgendwo auftaucht, ganz plötzlich zu einer politi-
schen Welle werden kann, die in wenigen Jahren das Schicksal Asiens unwi-
derstehlich verändert. Man muß sich darüber klar sein, daß die Zeit aufgehört
hat, wo infolge des Gleichgewichts der Großmächte auch in Asien nur große
Heere im Stande waren, wirkliche Veränderungen herbeizuführen. Heute ist
auf der ganzen Erde jede Art von politischer Form so ins Wanken geraten, daß
verhältnismäßig sehr kleine Kräfte in der Lage sind, ganz außerordentlich
große Umwälzungen hervorzurufen.

Eine derartige Möglichkeit hat einmal sehr nahe gelegen durch das Auftre-
ten des Barons von Ungarn-Sternberg in Turkestan, der 1920 eine gegen den
Bolschewismus gerichtete Armee zusammengebracht hatte, mit der er damals
schon nach kurzer Zeit Turkestan in der Hand hatte. Dieser Mann hat die
Bevölkerung weiter Gebiete an sich gefesselt und wenn er gewollt hätte und
es den Bolschewisten nicht geglückt wäre, ihn zu ermorden, so läßt sich nicht
absehen, wie das Bild Asiens sich heute bereits ausnehmen würde. Wenn
heute ein solches Heer begeisterter Anhänger eines gebornen Führers und
Eroberers aufbräche mit der Parole: Asien den Asiaten, so ist es gewiß, daß es
weder in China noch in Indien ernste Hindernisse finden würde. Uns klingt
das märchenhaft, weil wir selbst Ähnliches nie erlebt haben, aber der Zusam-
menbruch des Zarismus in dieser Form würde uns 1914 ebenso unmöglich
erschieden sein, wie die Rückkehr der Zeiten Dschingiskhans, und wir haben
zu bedenken, daß das einzige Hindernis für derartige Umwälzungen, das
System der Großmächte mit seinen ungeheuren stehenden Heeren, ver-
schwunden ist. Es besteht also die Möglichkeit, daß plötzlich der ganze diplo-
matische Stil, wie er jetzt beispielsweise in der Balkanpolitik der Entente-
staaten herrscht, veraltet und unmöglich wird dadurch, daß irgendwo und
irgendwie in Asien oder Afrika Veränderungen eintreten, die man bis jetzt
nicht einmal in den Kreis der entfernten Möglichkeiten gezogen hat.

Es kommt dazu noch etwas anderes: die vollkommen veränderte Einwir-
kung, die in allen Ländern Westeuropas die Innenpolitik auf die Außenpolitik
ausübt. Wir hatten, seitdem einzelne Riesenstädte die eigentlichen Träger der
Politik Europas geworden sind, die allgemeine Vorstellung, daß die großen
sozialistischen Parteien ihrem Wesen nach revolutionär sind und auch ihrer
Methode nach revolutionär sein sollten und mußten; das ging in den letzten

Jahrzehnten vor dem Kriege fast verloren. Die Parteien mochten sich in den einzelnen Ländern noch so sehr als revolutionär bezeichnen, in ihrem Denken hat die Gewalt kaum noch eine Rolle gespielt. Sie waren sich klar oder glaubten es zu sein, daß das System der stehenden Heere eine so unwiderstehliche Macht darstelle, daß der bloße Gedanke an eine gewaltsame Gegenwirkung sinnlos sei. sie haben nun reiche Erfahrungen sammeln können darüber, wie das Ergebnis einer bewaffneten Auseinandersetzung ausfallen kann. Auch darin hat der Krieg eine grundlegende Wandlung geschaffen. Er hat jedermann gezeigt, daß unsere steinernen Großstädte bei geschickter Verteidigung auch durch schwache Kräfte etwas sind, was einem mit allen Machtmitteln kämpfenden Heere zu erobern schwer und fast unmöglich ist, und damit ist plötzlich, und zwar ohne Ausnahme in allen Ländern in den Köpfen der Menschen, die sich als revolutionär bezeichnen, wieder die Überzeugung aufgetaucht, daß man Revolutionen auf revolutionärem Wege durchführen kann. Die Tatsache besteht jedenfalls, daß der Gedanke, der um 1900 herrschte, daß es auch für revolutionäre Parteien nur parlamentarische Wege gebe, Abstimmungen, Verweigerung des Etats, im äußersten Falle der Streik, überholt ist und damit alle Formen der inneren Politik unsicher geworden sind, denn alles, was man heute Innenpolitik nennt, beruht auf der kaum bewußten Übereinkunft, daß Gegner sich an die Form halten, auch wenn sie im einzelnen Falle zur Niederlage führt. Sobald der, welcher in der Form keinen Vorteil für sich erblickt, sie als solche nicht mehr achtet, ist eine verfassungsmäßige Innenpolitik nicht mehr durchzuführen.

Dieses formale Gleichgewicht zwischen den Parteigruppen war vor dem Kriege in allen gut regierten Staaten Europas unbedingt vorhanden, selbst in Rußland, und es ist heute in keinem einzigen Land der Welt mehr gesichert. Das ist eine Tatsache, mit der man rechnen muß. Man mag sie gefühlsmäßig einschätzen wie man will, aber auch im Lande des klassischen Parlamentarismus, in England, ist das Verhältnis so, daß die radikalen Arbeitermassen vor den parlamentarischen Formen weder Achtung haben noch ernsthaft davor zurückschrecken würden, außerparlamentarische Mittel anzuwenden, wenn die übrigen nicht mehr zum Ziele führen. Das ist der günstigste Fall; in anderen Ländern liegen die Verhältnisse noch ungünstiger. Das hat, da alles seine Gegenwirkung hat, zur Folge, daß auch innerhalb der gesellschaftlichen Schichten, die bisher aus Tradition oder Pietät die bestehenden inneren Formen gewahrt haben, die Achtung vor diesen Formen mehr und mehr schwindet, denn hier dringt das Gefühl durch, daß eine Form, die von der Gegenpartei nicht geachtet wird, überhaupt aufgehört hat, etwas zu sein, womit man arbeiten kann; und wir erleben heute, daß die Geschäftsführung der großen

Länder entweder den Sitz der Entscheidung aus dem Parlament hinausverlegt in die Umgebung privater aber einflußreicher Persönlichkeiten, in Finanz- oder Militärkreise, unter scheinbarer Wahrung parlamentarischer Formen, oder daß sie die parlamentarische Form nicht wahr und nun versucht, durch irgendwelche Ausnahmestände zu erreichen, was die Verfassung selbst nicht mehr verbürgt.

Auf diesem Wege sind wir jetzt begriffen und die Diplomatie nimmt mehr und mehr den Charakter einer Politik an, die von einzelnen Persönlichkeiten vertraulich und subjektiv geführt wird, die nach innen die Durchführung ihrer Pläne mit allen Mitteln, die ihnen zur Verfügung stehen, zu sichern versuchen, wie wir das in Spanien und Italien in der einen Weise, in Rußland in der andern Weise erleben.

Wir treten jetzt in ein Zeitalter, wo auch die Außenpolitik in der Form, die unpersönlich und seit Jahrhunderten herangewachsen ist und die wir irgendwie mit den Namen Verfassung, Tradition, diplomatischer Stil bezeichnen können, in Formen übergeht, die dem Charakter einzelner Persönlichkeiten entsprechen. Von Rußland darf man sagen, daß die Sowjetrepublik die persönliche Form Lenins gewesen ist. In Südafrika konnte man schon vorher sagen, daß der Aufbau dieser Gruppe von Staaten der persönliche Ausdruck der Arbeitsweise von Cecil Rhodes ist. Das heutige Italien entspricht dem persönlichen Geschmack Mussolinis.

Dergleichen konnte man nicht sagen in der Zeit Bismarcks und Gladstones. Damals hatte selbst die stärkste Persönlichkeit den ganz überwiegenden Teil ihrer Arbeitskraft und Energie darauf verwenden müssen, in den Fesseln einer Form zu arbeiten, die als solche unerschütterlich war, um trotz der Hindernisse das angestrebte Ziel zu erreichen. Diese formalen Hindernisse sind heute nicht mehr vorhanden. Würde Bismarck heute in Deutschland leben, so würde er seine Arbeitskraft wahrscheinlich für sein Ziel und nicht zur Überwindung derartiger Widerstände einzusetzen haben. Die künftige Politik wird, ob man nun in England oder Rußland oder Japan oder andere Länder nimmt, geführt werden, indem einzelne Menschen von Rang entweder vorhanden sind und dann so arbeiten, wie es ihrer Veranlagung entspricht, oder nicht vorhanden sind, und dann wird trotz aller Machtmittel und trotz aller Formen des Schicksals eines Landes sich außerordentlich ernst gestalten.

Damit besteht für Deutschland in Zukunft die wachsende Möglichkeit, durch das Auftauchen starker Persönlichkeiten über alles, was jetzt hoffnungslos erscheint, hinweggeführt zu werden, denn in einem Zeitalter, wo es einzelne sind und nicht Formen, die entscheiden, kann auch ein kleines besiehtes und geschwächtes Land außerordentliche Erfolge dadurch davon-

tragen, daß es selbst solche Persönlichkeiten besitzt und die andern nicht. Darüber läßt sich nur mit einem Worte Hamlets sprechen:

In Bereitschaft sein ist alles!

